

Martina Schindelka

## **KULTURANTHROPOLOGIE / VOLKSKUNDE UND FERNSEHJOURNALISMUS**

„Visuelle Kompetenz“ bedeutet das generelle Vermögen, „Bildhaft-Visuelles“ unter ausgewogener Berücksichtigung aller lebensrelevanten Gesichtspunkte wahrzunehmen und damit entsprechend umzugehen. „Das verlangt insbesondere einen ‚ganzheitlichen‘ Blick und erlaubt neben einem analytisch-reflexiven durchaus auch einen emotional geleiteten Zugriff.“<sup>1</sup> Ich möchte an dieser Stelle<sup>2</sup> nicht die Diskussion um eine „Volkskunde als Bildwissenschaft“ weiterführen. Vielmehr bestätigen mich Helge Gerndts Erläuterungen in der Einschätzung, dass Kulturanthropologen und Volkskundler im Beruf des Fernsehjournalisten genau richtig sind. Das versuche ich nun in den weiteren Ausführungen zu untermauern.

Im Rahmen meiner Dissertation hatte ich mich über einen längeren Zeitraum mit der „Europäischen Kampagne für den ländlichen Raum“ intensiv befasst. Zu recherchieren, Interviews zu führen, teilnehmende Beobachtung – oder ganz generell Feldforschung – zu unternehmen, Inhaltsanalysen durchzuführen – all dies hatte ich im Laufe meines Studiums gelernt und in Forschungsprojekten angewendet. Dazu konnte ich meine Berufserfahrung als Zeitungsredakteurin vorweisen. Fachwissen, handwerkliches Know-How und journalistische Kompetenz, dessen war ich mir gewiss, brachte ich also mit – und ebenso die Überzeugung, dass ich eine gute Journalistin sein würde. Und dann schlug ich heftig in der Berufswirklichkeit des Fernsehjournalismus auf ...

„Dieser Weg wird kein leichter sein ...“  
– die ersten Schritte als Fernsehjournalistin

Die Aufgabenstellung war ebenso knapp wie klar: für die Rosenmontagsausgabe der Hauptnachrichtensendung „Rheinland-Pfalz aktuell“ beim SWR in Mainz, die täglich um 19.45 Uhr ausgestrahlt wird, war ein bunter Bericht über die Rosenmontagszüge zu verfassen in einer Länge von zwei Minuten und 30 Sekunden – einen „Zwei-Dreißiger“ wie es im Fachjargon heißt. Kein Problem für eine Mainzer Volkskundlerin, war mein erster Gedanke. Immerhin hatte mein Doktorvater, Univ.-Prof. Dr. Herbert Schwedt, am Beispiel der Mainzer Fastnacht in den 1970er Jahren eine vielschichtig angelegte

<sup>1</sup> Gerndt, Helge: Über visuelle Kompetenz. Eine Thesenskizze am Beispiel der politischen Karikatur. In: Zeitschrift für Volkskunde 101, 2005, S. 190.

<sup>2</sup> Der Beitrag basiert auf dem Vortrag, der am 16.01.2006 an der Johannes Gutenberg-Universität im Rahmen der Vortragsreihe „Berufsfeldorientierung für Geistes- und Kulturwissenschaftler“ des Deutschen Instituts des Fachbereichs 05 gehalten wurde. Der Vortragsstil wurde weitgehend beibehalten.

Untersuchung<sup>3</sup> durchgeführt, die in Fachkreisen große Beachtung fand und als richtungsweisend für die neuere Fest- und Fastnachtsforschung eingestuft wurde: „In einer für die Stadt repräsentativen Befragung ließen die Mainzer Volkskundler sowohl konkretes Verhalten, als auch Wert- und Normvorstellungen sowie den sozialen Hintergrund der ‚feiernden‘ Bevölkerung erkunden, ergänzten die Ergebnisse durch zahlreiche historische Analysen in Archiven, bei Zeitungen usw. und befragten in ‚Experteninterviews‘ Funktionäre, Veranstalter und andere fastnächtliche ‚opinion leader‘, erstmals aber auch Personen, die ausdrücklich nicht an der Fastnacht teilnehmen wollten.“<sup>4</sup>

Auch wenn ich selbst an der Studie nicht mitgewirkt hatte – sie war vor meiner Zeit an der Universität entstanden –, ging ich mit viel Zuversicht und höchsten Ansprüchen an den zu verfassenden Fernsehbeitrag heran und wurde umgehend mit der ernüchternden Wirklichkeit konfrontiert. Die Umzüge wurden im Sender mitgeschnitten, und ich verbrachte den ganzen Nachmittag in den Sichtungsräumen, um die Fastnachtzüge in Mainz, Köln und Düsseldorf möglichst gleichzeitig zu verfolgen. Schnell, allzu schnell wurde deutlich, dass ich meinen gesamten wissenschaftlichen „Background“ bei der Bearbeitung meines ersten „Zwei-Dreißigers“ mehr oder weniger vergessen konnte. Natürlich ist es für die Einordnung bestimmter Themen durchaus von Bedeutung, einen theoretischen Hintergrund wie das Studium zu besitzen, Maßstab und Orientierung sind aber letztlich die gezeigten Bilder und ein erworbenes Gefühl für die Sprache.

Ich geriet ganz schön ins Schwitzen, angesichts der Bilderflut mit „Schwellköpp“, Menschenmassen, die mal „Alaaf!“ und mal „Helau!“ riefen, den zahllos scheinenden Umzugswagen, Funkenmariechen, Garden und Musikkapellen. Von der Uni kommend, war ich es anfangs auch nicht mehr gewöhnt, unter Zeitdruck zu arbeiten. Hoher Zeitdruck aber stellt ein prägendes Merkmal der Arbeit in Nachrichtenredaktionen dar. Die letzten Bilder sichtete ich gegen 16 Uhr, dann musste geschnitten und getextet werden. Anschließend folgte die Abnahme durch den für die Sendung verantwortlichen Schlussredakteur, d.h. mein „Erlebnisbericht“<sup>5</sup> wurde auf seine Sendetauglichkeit geprüft. Korrekturen wären dann noch möglich gewesen.

**Der vollständige Artikel ist in Heft 21/2007, Seite 32 bis 38, abgedruckt. Das Heft kann per Mail oder im Buchhandel (ISSN: 0938-2964) bestellt werden.**

<sup>3</sup> Vgl. Schwedt, Herbert (Hrsg.): Analyse eines Stadtfestes. Die Mainzer Fastnacht. Wiesbaden 1977 (= Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung, 1).

<sup>4</sup> Bimmer, Andreas C.: Brauchforschung. In: Grundriss der Volkskunde. Hrsg. v. R.W. Brednich. Berlin 1988 (= Ethnologische Paperbacks), S. 319.

<sup>5</sup> Nach Martin Ordloff, ist ein Erlebnisbericht „subjektiv gefärbt, aber mit recherchierten Fakten angereichert. Er ist in jedem Fall nüchterner als die Reportage“. (Ordloff, Martin: Bericht. In: Ordloff, Martin: Fernsehjournalismus. Konstanz 2005, S.180).